

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	S. 2
2. Wie sich Geschlechterarrangements verändern: Drei diskursive Muster	S. 5
2.1 „Es hat sich so ergeben“: Alte Ordnung - Neue Bedürfnisse	S. 6
<i>Hausfrauen, die sich nicht in das „Frauenschema“ drücken lassen, und was das für ihre Partner heisst</i>	S. 6
<i>Ernährer, die Zeit mit ihren Kindern verbringen, und was das für ihre Partnerinnen heisst</i>	S. 10
2.2 „Wir haben es so gewollt“: Die Anrufung der Eigenverantwortung	S. 12
<i>Beide wollen alles: „Da muss man sich schon wirklich auf die Hinterbeine stellen“</i>	S. 14
<i>Beide wollen einen Rollenwechsel</i>	S. 16
2.3 „Wir müssen es anders machen“: Strukturelle Zumutungen	S. 21
<i>Bedrohte Existenzen</i>	S.
<i>Flexible Paare</i>	S.
3. Fazit: Die Alltäglichkeit von Brüchen	S.

Tomke König

Das (ganz normale) Chaos der Geschlechterordnung Arbeitsteilung und Subjektivierung

1. Einleitung

Ein Mann, der als LKW-Fahrer arbeitet und Ernährer einer sechsköpfigen Familie ist, erzählt, dass er das Haus morgens um 4:15 Uhr verlässt. Am Abend, wenn er nach einem langen Arbeitstag müde nach Hause kommt, würde er sich gerne ausruhen. Das geht aber nicht, da er dann seiner Frau im Haushalt hilft und sich um die vier Kinder kümmert. Auch am Wochenende verbringt er viel Zeit mit den Kindern. Das ist selbstverständlich für ihn und er macht es gerne. Gleichzeitig freut er sich nach dem Wochenende auf seine Arbeit. *„Das ist etwas, wo du wieder ein bisschen abschalten kannst und hast einfach deine Ruhe. (...) Du hast nicht so viel, das auf dir lastet, du kannst einfach abstellen so ein bisschen. (...) Wenn du vom Morgen bis zum Abend mit den Kindern bist, dann musst du auch deine Ruhe haben.“*

Die Rollen, die dieser Mann und seine Frau einnehmen, erfüllen auf den ersten Blick die Erwartungen, die im Modell der bürgerlichen Kleinfamilie an die Geschlechter gestellt werden. Der Mann sorgt mit seinem Einkommen für den Unterhalt der Familie. Er geht zur Arbeit fast die gesamte Zeit des Tages aus dem Haus und verbringt nur seine Freizeit in/mit der Familie. Die Frau arbeitet zwar einige Stunden in der Woche als Putzfrau in anderen Haushalten. Aber diese Erwerbsarbeit ist nur aufgrund eines finanziellen Engpasses notwendig und stellt lediglich einen Zuverdienst dar. Die Frau ist vor allem für den Haushalt und die Kinder verantwortlich. Schaut man jedoch das *Zitat* genau an, so fallen einige Brüche mit der Position des Alleinernährers und der Hausfrau/Mutter auf. Im Modell der bürgerlichen Kleinfamilie wird die Regeneration des Mannes idealerweise durch seine Freistellung von der alltäglichen Haus- und Fürsorgearbeit gewährleistet. Diese zentrale Aufgabe der Hausfrau erfüllt die hier interviewte Frau nicht. Und der Mann scheint dies auch gar nicht zu erwarten. Er geht nicht davon aus, dass er am Ende eines Arbeitstages ein Recht darauf hat, ‚die Füße hoch zu legen‘ und dass seine Frau zu dieser Tageszeit mit der Hausarbeit fertig sein sollte. Weil er sich um seine Kinder kümmert, weiss er schliesslich auch, dass die Fürsorgearbeit eine überaus anstrengende Tätigkeit ist, von der man sich am besten ausruhen kann, wenn man das Haus verlässt. Diese Vorstellungen passen nicht recht zu der Position eines patriarchalen Alleinernährers.

An diesem Beispiel zeigt sich ein allgemeiner Befund unserer Untersuchung: Zählt man die Stunden, die die von uns untersuchten Frauen und Männer jeweils einer Erwerbstätigkeit nachgehen und die sie jeweils für Hausarbeit aufwenden, so kommt man zu dem Schluss,

dass sich in den Geschlechterarrangements die geschlechtstypisierende Arbeitsteilung reproduziert. Frauen haben zwar Zugang zur öffentlichen Sphäre bekommen, die lange Zeit Männern vorbehalten war, aber sie sind immer noch für die Privatsphäre zuständig. Männer beteiligen sich zwar an der Haus- und Fürsorgearbeit, aber es ist weiterhin selbstverständlich, dass sie für das Einkommen einer Familie sorgen. Nimmt man eine quantifizierende Perspektive ein, so lässt sich mit unserem Material also die Persistenz eines zentralen Eckpfeilers der binären Geschlechterordnung konstatieren, die sich mit der bürgerlichen Gesellschaft durchgesetzt hat. Schaut man jedoch die Aussagen der befragten Frauen und Männer genauer an, in denen sie ihre Arrangements beschreiben, so werden im Denken *und* Handeln der AkteurInnen Aspekte sichtbar, die in dieser Ordnung nicht vorgesehen sind. Eine qualitative Analyse des Materials zeigt, dass die AkteurInnen in ihren Praxen und in ihren Vorstellungen vom eigenen Leben als Frau und als Mann mit der *binären Logik* der Geschlechterordnung brechen. Diese Brüche, so wie sie sich in den Aussagen der Interviewten zeigen, stehen im Mittelpunkt dieses Artikels.

Aus einer diskurstheoretischen Erkenntnisposition (v.a. Althusser 1977, Foucault 1973, Hall 2004) soll im Folgenden gefragt werden, welche *gemeinsame Logik* das Spektrum der Aussagen aller Interviews durchzieht, in denen die Frauen und Männer ihre Arrangements beschreiben. Dafür wird analysiert, *was* genau in den Redeereignissen der Interviews geschieht und wie es geschieht. Gefragt wird also nicht in erster Linie, *warum* etwas gesagt wird, sondern *wie es gesagt* wird. Das heißt auch, entscheidend ist nicht, wie häufig ein bestimmtes Argument auftaucht, sondern wie die Äußerungen geformt sind. Wie ist das Gesagte angeordnet und strukturiert? Welche Begriffe, Kategorien tauchen auf? Wie werden diese mit bestimmten Eigenschaften und Adjektiven versehen und auf die Weise diskursiv ‚aufgeladen‘? Was muss, soll oder darf nicht sein, was ist gut oder schlecht und was tritt als ‚Befürchtung‘ oder als ‚Versprechen‘ auf (vgl. Diaz-Bone 2004: 6)? Um die am gesamten Material analysierte Logik der Aussagen nachvollziehbar zu machen, die zu den Arrangements gemacht werden, werden im folgenden Text einzelne Interviewte zitiert, in deren Formulierungen sich diese Logik besonders deutlich zeigt.

Von Interesse ist aus einer diskurstheoretischen Perspektive auch, auf *welche* kulturellen Muster, gesellschaftlichen Diskurse, (Geschlechter-)Normen und andere Wissensbestände sich die Befragten in ihren Aussagen beziehen. Die Analyse zeigt, dass sich die Interviewten nicht nur auf eine bestimmte Geschlechterordnung beziehen, sondern auch noch auf weitere gesellschaftlich dominante Diskurse, und zwar vor allem auf die neoliberale Vorstellung der Eigenverantwortung und der Flexibilität der Individuen. Diese verschiedenen Diskurse gehören zum Netz, in dem die Individuen angesiedelt sind (vgl. Demirović 1996, 101). Für die

Analyse ist darüber hinaus die Frage zentral, *wie* sich die Befragten auf diese Wissensbestände und gesellschaftlichen Regeln beziehen. Reproduzieren, verändern oder unterlaufen sie die diskursiven Vorgaben in ihren Aussagen? Aus diesen Bezugnahmen ergeben sich unterschiedliche Selbstverhältnisse.

Neben die Frage, welche Normen das Leben regulieren, tritt auf diese Weise die Frage, welches Verhältnis die Individuen in dem Rekurs auf unterschiedliche Normen zu sich selbst einnehmen. Die Aussagen der sozialen AkteurInnen werden als gesellschaftliche Wissensbestände begriffen, in denen sich der Spielraum für geschlechtliche Subjektpositionen konstituiert. Indem etwas (immer wieder) auf bestimmte Weise gesagt wird, werden sowohl spezifische Tätigkeiten und soziale Praxen reguliert, als auch die „Parameter der Persönlichkeit“ (Butler 2004: 56) sowie spezifische Selbstverhältnisse und Körperpraxen. In dieser Denkweise *müssen* sich die Individuen den hegemonialen Diskursen unterwerfen, um überhaupt Subjekte sein zu können. Sie können sich auch deshalb nicht einfach jenseits der hegemonialen Wissensbestände positionieren, weil sie Subjekt *dieser* Diskurse sind. Zum einen personifizieren die Subjekte das spezifische Wissen, das ein Diskurs produziert (z.B. in Foucaults Untersuchungen folgende Figuren: der Verrückte, die hysterische Frau, der Homosexuelle, der Kriminelle, aber auch die gute Mutter oder die Rabenmutter, der Arbeitslose). Zum anderen stellen die Diskurse Positionen zur Verfügung, von denen aus das spezifische Wissen und die Bedeutungen am meisten Sinn machen. In der Analyse wird gefragt, welche Subjektpositionen die Aussagen der Interviewten zur Verfügung stellen. Was *können* und *sollen* Frauen und Männer tun? Welche Möglichkeiten werden eröffnet, ‚Frau‘/, ‚Mutter‘ oder ‚Mann‘/, ‚Vater‘ *zu sein*? Welche anderen Vorstellungen und damit auch Lebensweisen und Alltagspraxen werden ausgeschlossen? Wie werden also in den analysierten Interviews durch die Signifikationspraxis Wahrnehmungs- und Handlungsmuster konstruiert, Relevanzen festgelegt und Sinnhorizonte verschoben werden (vgl. Demirović 1996)?

2. Wie sich Geschlechterarrangements verändern: Drei diskursive Muster

In den von uns geführten Interviews begründen die Paare an verschiedenen Stellen, warum sie die Arbeit wie teilen. Schaut man alle diese Aussagen an, so zeichnen sich drei verschiedene diskursive Muster ab, in denen es auf je verschiedene Weise zu einem Bruch mit einer geschlechtstypisierenden Arbeitsteilung kommt: Geschlechtstypisierende Arrangements ergeben sich zunächst selbstverständlich, werden aber im Laufe der Zeit hinterfragt (2.1). Es findet ein bewusster Bruch mit geschlechtstypisierenden Arrangements statt und andere Formen der Arbeitsteilung werden gewählt (2.2). Paare müssen mit geschlechtstypisierenden Arrangements aufgrund von strukturellen Bedingungen brechen (2.3). In allen diesen Aussa-

gen, in denen die Arrangements beschrieben und begründet werden, spielen auch Vorstellungen von der geschlechtlichen Existenzweise eine Rolle. Die SprecherInnen reden in diesem Kontext darüber, wie sie sich ihr Leben *als Frau* oder *als Mann* vorstellen. Wie zu sehen sein wird, sind auch diese Vorstellungen stets in sich brüchig. Zum einen positionieren sich die SprecherInnen in der binären Geschlechterordnung. Zum anderen eröffnen sich in ihren Aussagen aber auch andere Möglichkeiten ‚Frau‘ oder ‚Mann‘ zu sein. Das ‚Mischungsverhältnis‘ dieser ‚alten‘ und ‚neuen‘ Aspekte ist in allen drei diskursiven Mustern unterschiedlich. Das **erste diskursive Muster** ist am deutlichsten an der binären Geschlechterordnung orientiert. Diese Frauen und Männer übernehmen mit der Gründung eines gemeinsamen Haushalts unhinterfragt geschlechtstypisierende Arbeiten und Aufgaben. Diese Arrangements *„haben sich so ergeben“*, weil es schon immer so war. Aufgrund bestimmter Erfahrungen wird diese Ordnung jedoch einer Reflexion zugänglich und es werden *Bedürfnisse* und *Wünsche* sichtbar und sagbar, die in dem von ihnen praktizierten Arrangement nicht erfüllt werden können. Das **zweite diskursive Muster (2.2)**, das die Eigenverantwortung der AkteurInnen für ihr Arrangement betont und am *Wollen* der Frauen und Männer orientiert ist, lässt sich in das Aussagennetz neoliberaler Argumentationsmuster und Politiken einordnen. Auf die Weise findet eine Unterwerfung unter gegenwärtige Herrschaftsmechanismen statt. Meine Analyse zeigt aber zudem noch etwas anderes. Dieses diskursive Muster eröffnet einen Spielraum für neue Geschlechterarrangements. Die AkteurInnen begründen in ihren Aussagen, warum sie es anders machen wollen. Diese Legitimierung fällt im **dritten diskursiven Muster (2.3)** weg, weil den AkteurInnen nichts anderes übrig bleibt, als einen Bruch mit der geschlechtstypisierenden Arbeitsteilung zu vollziehen. Diese Paare *müssen* aufgrund ihrer Lebensumstände und -bedingungen andere Arrangements eingehen, auch wenn diese nicht ihren Vorstellungen von ihrer Existenzweise als Frau und als Mann entsprechen. In diesem diskursiven Muster dominiert der Bezug auf einen anderen Aspekt neoliberaler Argumentationsmuster. Gefordert wird die Flexibilität der Gesellschaftsmitglieder. Feste Vorstellungen vom eigenen Leben als Frau oder als Mann erweisen sich als problematisch.

2.1 „Es hat sich so ergeben“: Alte Ordnung – Neue Bedürfnisse

Hausfrauen, die sich nicht in das „Frauenschema“ drücken lassen, und was das für ihre Partner heisst

Einige wenige Interviewte gehen ungebrochen davon aus, dass Frauen für die Hausarbeit zuständig sind, weil sie Frauen sind. Diese Vorstellung findet sich vor allem in Interviews mit älteren Frauen und Männern. So sagt beispielsweise ein vermögender pensionierter Geschäftsinhaber: *„Rollenteilung ist bei uns noch Sitte“*. Auch seine Frau denkt, dass sie *als*

Frau für den Haushalt zuständig ist. Gefragt, wie es zur traditionellen Arbeitsteilung gekommen ist, sagt sie: „*Damals hat es sich einfach so ergeben.*“ Ihr Mann habe nie etwas im Haushalt machen müssen, auch nicht die typisch männlichen Arbeiten, wie Rasen mähen oder Getränkekisten schleppen. Für diese Arbeiten gab es Personal. Sieht man einmal von diesem milieuspezifischen Aspekt ab, so zeichnen sich die Aussagen der meisten Paare, die über 60 Jahre sind, durch einen hohen Grad von Selbstverständlichkeit aus, mit der ihr Arrangement zustande gekommen ist. Die jeweiligen Zuständigkeiten wurden im Paar nicht zur Diskussion gestellt. Das ist der Punkt, an dem sich in den Aussagen der etwas jüngeren Paare (40-50) eine Veränderung festmachen lässt.

Auch Frieda Ochsner (40 Jahre) geht davon aus, dass es Teil der „*Frauenrolle*“ ist, dass sie bestimmte Arbeiten ausführt. Es ist „*gegeben*“, dass sie die Wäsche macht und ihr Mann für die handwerklichen Dinge zuständig ist. Doch in der Begründung dafür, warum „*es sich so ergeben hat*“, taucht ein Bruch mit geschlechtstypisierenden Zuschreibungen auf. Frieda Ochsner sagt: „*Aber irgendwo glaube ich, das hat sich einfach so ergeben, weil er halt einfach ein bisschen zu faul ist oder findet, er habe ja noch genug Kleider, man müsse jetzt gar nicht waschen. Das hat glaube ich nicht wirklich damit zu tun, dass ich Frau bin. Ich glaube nicht*“. Frieda Ochsner ist zwar *als Frau* für die Wäsche zuständig, aber sie nimmt jenseits der geschlechtstypisierenden Zuständigkeit auch noch andere Aspekte wahr, die diese Arbeitsteilung begünstigen. Da sie höhere Ansprüche an saubere Kleidung hat, so ihre Vermutung, reproduziert sich die Zuständigkeit der Frau für die Wäsche.¹ Es sind vor allem die alltäglichen Erfahrungen im gemeinsamen Haushalt, die die Vorstellung einer von der *Natur des Geschlechts* oder auch von den *selbstverständlichen gesellschaftlichen Konventionen* vorgegebenen Arbeitsteilung konterkarieren. Interessant ist nun, dass mit dieser verschobenen Perspektive auf das eigene Leben *Bedürfnisse* und *Wünsche* artikulierbar werden, die im Rahmen der binären Geschlechterordnung weder sagbar noch umsetzbar sind.

Bis vor einem halben Jahr habe ich auch immer das Gefühl gehabt, er macht/ er kann das eh besser. Ich darf jetzt da nicht auch noch, kann ich nicht ein Loch bohren. Also irgendwie habe ich schon gewusst, ich kann das. Aber ich meine, er kann das besser. Er weiss das besser. Und dann, ja (...) durch Erlebnisse, als ich weg gewesen bin, habe ich, die Frau ist dann eben dort in der Familie die gewesen, die eigentlich ausgeführt hat, handwerklich, da habe ich immer gefunden/ Also es ist mir so ein bisschen wie ein Licht aufgegangen, nicht wirklich, aber so ein bisschen habe ich gefunden, ah, das kann ich, ich könnte das genau gleich gut (...) Ich muss mich ja nicht zurücknehmen.

¹ Huinink/Röhler (2005) haben in ihrer Untersuchung gezeigt, dass bei Paaren, die von der individuellen Autonomie der Partner ausgehen, der- oder diejenige ins Hintertreffen gerät, der/die höhere Standards hat. Das gilt dieser Untersuchung zufolge unabhängig vom Geschlecht. Ein geringes Interesse an Sauberkeit und Ordnung stellt in diesen Paaren ein grosses Machtpotential dar.

Ich habe einen Vorhang aufgehängt und mit „Nödli“ gesteckt. Und das schon seit ein paar Monaten oder einem Jahr, ich weiss doch auch nicht. Und er findet immer, ich solle den mal endlich nähen. Ich kann auch nicht Vorhänge nähen, ich kann es genau so wenig wie er ((lachen)). Ich kann vielleicht eher die Nähmaschine bedienen, aber ich weiss auch nicht, wie das geht. (...) Aber er findet, das müsse ich jetzt machen. Ich denke, er kann es eben auch nicht. Und ich kann eher ein Freundin fragen, oder so, die mir das macht. Und darum denke ich, ist es meine, ja mache ich das schon, weil er ja anderes macht. Aber das, dort hat er vielleicht ein bisschen eher sein ja, Frauenrolle oder, das ich dann diesen Teil übernehme.

Frieda Ochsner hat lange gedacht, dass sie als Frau bestimmte Tätigkeiten im Haushalt nicht übernehmen *darf*. Dieses Verbot ist offensichtlich nicht von einer konkreten Person ausgesprochen wurde. Es handelt sich dabei eher um eine verinnerlichte Geschlechtsnorm. Für das Paar war lange Zeit selbstverständlich, dass eine Frau für andere Dinge im Haushalt zuständig ist als ein Mann. Diese Zuständigkeiten bringt Frieda Ochsner u.a. mit geschlechtstypisierenden Fähigkeiten in Verbindung. Auch wenn sie es schon immer besser gewusst hat, so hat doch das Gefühl überwogen, als Frau kein Loch in die Wand bohren zu *können*. In ihren Formulierungen wird nicht deutlich, ob sie dieses Unvermögen auf die Biologie ihres Geschlechts oder auf die geschlechtstypisierende Sozialisation oder auf gesellschaftliche Konventionen zurück führt. Entscheidend für unseren Kontext ist, dass es aus ihrer Perspektive im Leben von Frauen und Männern Selbstverständlichkeiten gibt, die ihnen Grenzen des Handelns, Denkens und Fühlens setzen. Diese Grenzen werden allerdings erst in dem Moment als solche wahrnehmbar, als Frieda Ochsner eine Frau trifft, die erfolgreich Dinge tut, die in ihrer Vorstellung Männern vorbehalten sind. Frieda Ochsner zieht aus dieser Erfahrung zwei Schlussfolgerungen: Das Geschlecht einer Person entscheidet nicht darüber, ob jemand handwerklich (un)geschickt ist. Sie selbst könnte es „*genau gleich gut*“ machen wie diese Bekannte und wie ihr Mann. Darüber hinaus hat es für die Bekannte offensichtlich keine negativen Konsequenzen, dass sie die Grenzen des Handelns, Denkens und Fühlens überschreitet, die die binäre Geschlechterordnung errichtet. Frieda Ochsner beschliesst, sich nicht länger „*zurückzunehmen*“ und erteilt sich auf die Weise selbst die Erlaubnis, alles zu tun, was sie tun möchte. Gegenüber ihrem Mann wird nun auch artikulierbar, dass sie vermeintlich weibliche Tätigkeiten nicht notwendig ausübt, nur weil sie eine *Frau* ist. Frieda Ochsner übernimmt die Näharbeiten letztendlich zwar doch, aber in ihrer Begründung kommt ein wesentlicher Aspekt hinzu. Sie näht die Gardinen um, weil er andere Dinge macht. Diese Vorstellung eines *Ausgleichs* tritt an die Stelle einer natürlichen Zuständigkeit der Frau für den Haushalt. Wenn sie das Gefühl hat, sie muss etwas machen, weil sie eine *Frau* ist oder ihr Partner selbstverständlich davon ausgeht, dass sie *als Frau* für bestimmte Aufgaben zuständig ist, dann wehrt sie sich. „*Ich lasse mich nicht in das Frauenschema drücken*“, sagt sie, vor allem dann nicht, wenn sie eine bestimmte Aufgabe nicht übernehmen will.

Kennzeichnend für das diskursive Muster, das in den Aussagen von Frieda Ochsner besonders deutlich wird, sich aber auch in vielen anderen Interviews unseres Samples wieder findet, ist die Selbstverständlichkeit, mit der im Rückblick die Arrangements entstanden sind. Die Aussagen sowie die alltäglichen Praxen sind stark an einer binären Geschlechterordnung orientiert. Frauen sind selbstverständlich für dies und Männer für das zuständig. In manchen Aussagen wird diese Selbstverständlichkeit mit der Natur begründet, in anderen mit gesellschaftlichen Konventionen. Aufgrund bestimmter Erfahrungen werden im Laufe der Zeit aber *Bedürfnisse* und *Wünsche* sichtbar und sagbar, die in dieser binären Geschlechterordnung nicht erfüllt werden können. Das heisst nicht, dass diese Paare ihr Arrangement sofort verändern. Diese Frauen verrichten trotzdem immer noch einen grösseren Anteil der Hausarbeit und sind weiter für den Haushalt zuständig. So übernimmt der Partner von Frieda Ochsner zwar einige Arbeiten im Haushalt. Karl Frauchiger kocht, räumt die Küche auf, macht alles Handwerkliche und hackt das Holz. Doch zum einen stellt sich in den von ihm übernommenen Arbeiten die Logik des Modells der Teilung in männlich und weiblich wieder her (vgl. Bourdieu 2005). Und zum anderen liegen die Hauptlast und die Verantwortung für den Haushalt weiter bei seiner Frau.

Mit diesem quantifizierenden Blick auf das Arrangement wird aber ein wesentlicher Punkt übersehen. Die geschlechtstypisierende Arbeitsteilung zwingt sich nicht mehr mit der Evidenz dessen auf, was sich von selbst versteht. Das hat Konsequenzen für die binäre Geschlechterordnung. Denn wenn Selbstverständlichkeiten der Reflexion zugänglich werden, steht eine wesentliche Bedingung der Reproduktion dieser Ordnung zur Disposition - der Glaube an die Natürlichkeit der Geschlechtsunterschiede (vgl. Bourdieu 2005, Butler 2004). Das ist aus der hier eingenommenen diskurstheoretischen Perspektive bedeutsam. Denn das biologische Geschlecht wird aus dieser Perspektive nicht nur als natürliche Grundlage der zweigeschlechtlichen Ordnung verstanden. Es ist darüber hinaus eine ‚regulative Idee‘, die für die Herstellung von zwei eindeutigen Geschlechtsidentitäten sorgt (vgl. Jäger 2004, 33). Naturalisierungsprozesse der Geschlechter haben demnach nicht nur den Effekt, dass Frauen und Männern bestimmte Eigenschaften, Tätigkeiten oder Sphären zugeschrieben werden. In diesen Prozessen werden Subjekte als ‚Frauen‘ und ‚Männer‘ identifiziert und in der binären Geschlechterordnung positioniert. Wenn die AkteurInnen nicht mehr an die Natürlichkeit der Geschlechtsunterschiede glauben, wird diese eindeutige Positionierung zumindest komplizierter.

Das zeigt sich auch im Alltag der Paare. Wenn die Frauen nicht länger davon ausgehen, dass sie *als Frauen* für den Haushalt zuständig sein müssen, entsteht im Alltag Verhandlungsbedarf mit dem jeweiligen Partner und dieser wird indirekt oder direkt aufgefordert, einen

Bruch mit seiner bisherigen Rolle zu vollziehen. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzungen im Paar ist prinzipiell offen. Doch gibt es in unserem Sempel keinen Mann, der sich dem von der Frau geäußerten Anspruch völlig entzieht, die Hausarbeit zu teilen.² In den Beschreibungen dieser Auseinandersetzungen und Aushandlungen im Paar wird deutlich, dass es dabei nicht nur um die Frage geht, wer welche Arbeiten im Haushalt übernimmt. Zur Disposition stehen immer auch die Vorstellungen, die die Männer von ihrer geschlechtlichen Existenzweise haben.

Ein gutes Beispiel hierfür ist Peter Keller, der sagt, dass er als Mann nicht gelernt hat, sich für den Haushalt zuständig zu fühlen. Aber da er immer wieder mit Frauen zusammen gelebt hat, die den Haushalt nicht alleine erledigen wollten und es im Laufe der verschiedenen Beziehungen Auseinandersetzungen über dieses Thema gab, konnte er das Putzen der Wohnung irgendwann nicht mehr „ausblenden“. Auch wenn er manchmal noch von seiner gegenwärtigen Lebenspartnerin gedrängt werden muss, ist es für ihn mittlerweile selbstverständlich geworden, die Hausarbeit gerecht zu teilen. Er habe ein schlechtes Gewissen, wenn er gemessen am Zeitaufwand weniger Arbeit im Haushalt erledigt als seine Partnerin.

Im Laufe dieser Auseinandersetzung mit der Partnerin hat sich seine Einstellung gegenüber der Hausarbeit verändert. Mittlerweile beteiligt Peter Keller sich gerne am Haushalt.

Putzen gehört dazu. Ich bin da immer noch an einem andern Ort als sie, aber es fällt mir viel weniger schwer als früher. (...) Also insgesamt geht's auch um mein Wohlbefinden, einfach in den Dingen drin, dass ich das Gefühl hab, ich bin // ich steh gut in der Partnerschaft drin, das ist 'ne Form von Gerechtigkeit, ist mir sehr wichtig.

Die Übernahme von Hausarbeit erfüllt für ihn mittlerweile also zwei Funktionen. Zum einen geht es darum, in der Beziehung für Gerechtigkeit zu sorgen. Zum anderen hat er aber auch gemerkt, dass er über die Pflege der Wohnung eine Beziehung zu seinem „Lebensraum“ herstellen kann. Diese doppelte Funktion der Hausarbeit (Aneignung des Raums und Herstellung von Gerechtigkeit in der Beziehung) wird an einem anderen Beispiel noch einmal deutlich. Lange Zeit war seine Lebenspartnerin in der Küche „mehr zugange“ als er. Als sie ihn aufgefordert hat, sich in diesem Raum stärker zu engagieren, hat er das Putzen des Küchenbodens mit der Begründung übernommen, dass er dies gerne macht. Seitdem ist die Küche nicht mehr „einzig ihr Raum“.

² Es gibt eine „hypothetische Ausnahme“ in unserem Sample. Ein Mann, der alleine für das Familieneinkommen zuständig ist, erwartet, dass seine Frau es schafft, die Hausarbeit alleine zu erledigen, so dass er in seiner Freizeit nicht auch noch arbeiten muss. Wenn sie dies nicht schaffen würde, behauptet er im Interview etwas grossspurig, dann würde er ihr sagen: „Du hast fünf Tage Zeit unter der Woche, und wenn du das nicht schaffst, dann eh‘, dann kannst du arbeiten gehen und dann mache ich dir das und zeige dir, wie das geht. Und das geht wunderbar“ (vgl. Kapitel Katharina Belser).

Laut Selbstbeschreibung ist für Herrn W. eine unflexible Haltung typisch bzw. die Unfähigkeit, sich mit den Ideen der Partnerin auseinander zu setzen. Wenn er eine Idee im Kopf hat, „galoppiert“ er ohne Rücksprache mit seiner Partnerin vor. Doch weil es ihm nicht gut geht, wenn er „sein Ding durchzieht“, arbeitet er schon länger an der Veränderung dieses Verhaltens, das er als ein erlerntes und typisch männliches Verhalten ansieht.

Ich leide auch da drunter. Klar, wenn ich jetzt in 'ner Partnerschaft leben würde, wo ich das so durchziehen könnte, und ich glaube, ich kann mich gar nicht mehr in so Situationen rein denken, ich möchte das eigentlich auch nicht. Weil es geht mir nicht gut dabei, wenn ich das Ding durchziehe. Und ich glaub, mir würde es auch nicht gut gehen in 'ner Partnerschaft, wo ich jemand um mich hätte, der mir quasi meine Wünsche von den Augen oder wo immer hin abliest, und das wäre nicht // also weil 's auch nicht mein Bild ist von mir als Mensch, oder? Nicht Mann.

Die ideale Partnerschaft findet Peter Keller in einem Bild von „zwei beweglichen und aufeinander bezogenen Individuen“ aufgehoben. Dies setzt seiner Meinung nach die Flexibilität beider Partner und die Fähigkeit der Auseinandersetzung voraus. Aufgrund dieses Anspruchs gerät Peter Keller immer wieder in Situationen, in denen er gegen seine Intuitionen angehen und seine mangelhafte Kompetenz bezüglich gemeinsamer Entscheidungen aushalten muss. So ist zu erklären, warum er Auseinandersetzungen mit seiner Partnerin zwar einerseits positiv bewertet, sie aber andererseits als „nicht immer unbedingt lustig“, „manchmal sehr anstrengend“, „ärgerlich“ und auch „ziemlich beschissen“ erlebt. Peter Keller hat nach wie vor den Eindruck, in der Beziehung zu dominieren. Sein Anspruch, eine partnerschaftliche Beziehung zu führen, hat daran bislang ebenso wenig geändert, wie die Tatsache, dass sich seine Lebenspartnerin in Auseinandersetzungen häufig durchsetzt. Hier zeigt sich eindrücklich, wie schwierig es ist, einen Bruch mit den Vorstellungen von einer Männlichkeit tatsächlich zu vollziehen und zu empfinden, die für die binäre Geschlechterordnung konstitutiv sind.

Ernährer, die Zeit mit ihren Kindern verbringen, und ihre Partnerinnen

Wie sieht es nun entsprechend mit einem diskursiven Muster der Männer aus, das stark an einer binären Geschlechterordnung orientiert ist, aber aufgrund von Erfahrungen, Bedürfnissen und Wünschen einer Reflexion zugänglich und auf die Weise brüchig wird? Da alle Paare *ohne Kinder* in unserem Sample Doppelverdiener und materiell unabhängig voneinander sind, müssen sich diese Männer nicht mit der zentralen Erwartung auseinandersetzen, die in der binären Geschlechterordnung an Männer gestellt werden.³ Sie müssen (noch) nicht in der

³ Das einzige Paar ohne Kinder, in dem nur eine Person erwerbstätig ist, ist ein Männerpaar. Eine materielle Unabhängigkeit der Partner ist weder gegeben, noch wird dies beklagt (siehe Kapitel Katharina Belsler). In einer Reihe von Interviews mit Paaren ohne Kinder finden sich Aussagen, in denen der materiellen Unabhängigkeit beider PartnerInnen grosse Bedeutung zukommt. Ein Mann sagt beispielsweise: „Wir wollen eigentlich beide

Lage sein, eine Familie alleine zu ernähren. Erst mit der Geburt des ersten Kindes stellt sich für die Paare die Frage, wer in welchem Umfang weiter erwerbstätig sein möchte, soll oder auch kann. In der überwiegenden Zahl der von uns interviewten Paare unterbrechen die Frauen mit der Familiengründung ihre Erwerbsarbeit zumindest zeitweise. Viele geben ihre Erwerbstätigkeit auch ganz auf. Die Männer übernehmen dementsprechend die Funktion und Rolle des Alleinernährers. Das ist für viele der befragten Männer immer noch selbstverständlich. Aber auch in den Aussagen dieser Männer finden sich Brüche. Einige sprechen von dem Bedürfnis, sich an der Hausarbeit beteiligen und/oder Zeit mit ihren Kindern verbringen zu wollen. In diesem Moment wird vor allem die Erwerbsbeteiligung der Frauen Gegenstand der Auseinandersetzung im Paar.

Thomas Kraus, der zum Zeitpunkt des Interviews alleine für das Einkommen der Familie sorgt, sagt, dass es nicht seinem Ideal entspricht, 100% zu arbeiten. Er würde seine Arbeitszeit gerne reduzieren, um mehr Zeit mit seinen Kindern verbringen zu können und *„wirklich einander geniessen (zu) können als Familie“*. Das ist am Ende eines Arbeitstages für ihn nicht immer möglich. Die Kinder möchten jeden Abend noch mit ihm spielen. Häufig tut er das auch. Aber manchmal ist er so müde, dass er nicht mehr spielen mag. Sein Ideal ist, dass beide 50% erwerbstätig sind. Gefragt, warum sie nicht versuchen, dieses Modell umzusetzen, sagt er: *„Also meine Frau hat eigentlich schon schnell einmal gesagt, sie würde eigentlich lieber gar nicht arbeiten gehen, auswärts, wo dann die Kinder hier gewesen sind. Vorher ist es nicht so ein Thema gewesen, aber wo die Kinder hier gewesen sind, hat sie einfach gesagt, sie sehe sich 100% Hausfrau und Mutter.“* Hausfrau und Mutter sein, sagt Thomas Kraus, das ist *„eine Art Berufung“* für seine Frau. Sie *„blüht zu Hause auf“*, wenn sie etwas mit den Kindern machen kann. Aus seiner Perspektive war es deshalb ein glücklicher Umstand, dass er eine Zeitlang nur eine 80% Anstellung hatte, denn in dieser Zeit *musste* seine Frau etwas zum Familieneinkommen beitragen.

An dieser Stelle kann ein Unterschied festgehalten werden. Wenn eine Frau heute erwartet, dass ihr Mann sich an der Haus- und Fürsorgearbeit beteiligt, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass der Mann diesen Anspruch zumindest teilweise erfüllt. Wenn eine Frau heute erwartet, dass ihr Mann alleine für das Familieneinkommen sorgt, dann ist eine dementsprechend gut entlohnte Arbeit des Mannes nur *eine* notwendige Bedingung. Hinreichend ist sie in vielen Paaren nicht, da es zunehmend Männer gibt, die nicht länger alleine für das Einkommen der

schon unsere Selbständigkeit haben. Meine Frau hat ihre Finanzen, ich habe meine. Aber sonst der Haushalt, das machen wir alles zusammen.“ Darüber hinaus ist ihm die Erwerbstätigkeit seiner Partnerin wichtig, weil es seiner Vorstellung von einem guten Leben entspricht, nur 70 % angestellt zu sein.

Familie sorgen wollen. Auch der Wandel in den Vorstellungen, die Männer von ihrer Existenz als Mann/Vater haben, geht demnach mit einem neuen Verhandlungsgegenstand einher. Der Umfang der Erwerbsbeteiligung beider PartnerInnen steht zur Disposition.

In dem Interview mit der Ehefrau von Thomas Kraus bestätigt sich dies. Rita Kraus sagt, dass sie sich nur deshalb bemüht hat, wieder in ihren Beruf einzusteigen, weil ihr Mann nicht mehr 100% erwerbstätig sein wollte. Da sie 12 Jahre nicht in ihrem Beruf gearbeitet hat, ist ihr dies jedoch nicht gelungen. Sie musste stattdessen verschiedene Jobs (Tageskinder betreuen, Wäsche für andere Frauen waschen, Büros putzen) annehmen, um etwas zum Einkommen beizutragen. Rita Kraus problematisiert diese berufliche Dequalifizierung nicht. In ihren Aussagen geht es an keiner Stelle um die strukturellen Zwänge des Arbeitsmarktes. Im Mittelpunkt stehen vielmehr ihre Bedürfnisse. *„Ich bin froh“, sagt Rita Kraus, „darf ich Hausfrau und Mutter sein, das ist für mich nicht ein Müssen. Ich habe auch keine Mühe, mit dem dass ich zuhause bin (.) Ich genieße das. Mir ist es nie langweilig.“* Es ist ihrem Mann zu verdanken, dass sie die nicht qualifizierten Jobs nur kurzfristig ausüben musste. Thomas Kraus hat seine Idealvorstellung einer gleichen Beteiligung beider am Erwerbseinkommen der Familie aufgegeben. Vor diesem Hintergrund bekommen normative Aussagen eine legitimierende Funktion, die Rita Kraus über die geschlechtstypisierende Arbeitsteilung macht. *„Es braucht eine Frau im Haus“,* sagt sie.

Jeder Mann schätzt es, wenn er eine Frau zu Hause hat, die einfach schaut, dass das Zuhause angenehm ist und einfach hier ist, wenn er nach Hause kommt. (...) Ich denke mir – nicht zum überheblich sein – aber ich denke mir, eine Frau im Hause gibt schon einen gewissen Boden, worauf vieles stattfindet, wo vielleicht verloren gehen würde, wenn/ der Mann vielleicht andere Fähigkeiten hat als eine Frau.

Thomas Kraus bewertet die Arbeit seiner Frau im Haushalt tatsächlich hoch. *„Das schätze ich schon sehr“,* sagt er, *„dass immer auch überall Ordnung ist und so“.* Aber in der Aussage von Rita Kraus wird die Unzufriedenheit ihres Mannes mit dem gegenwärtigen Arrangement unsichtbar gemacht. Thomas Kraus bleibt letztendlich keine andere Wahl, als weiterhin die Rolle des Alleinernährers zu übernehmen. Wie im Folgenden zu sehen sein wird, gibt es Männer, denen es weitaus besser gelingt, ihre Bedürfnisse bezüglich der Beteiligung an Haushalt und Fürsorgearbeit zu realisieren. Gute Bedingung hierfür sind: eine hohe berufliche Qualifizierung der Frau sowie deren Interesse an Erwerbsarbeit, der Wunsch beider PartnerInnen, materiell unabhängig zu sein und last but not least die Arbeitsmarktbedingungen die Frauen und Männer aufgrund ihrer jeweiligen Berufe haben.

2.2 „Wir haben es so gewollt“: Die Anrufung der Eigenverantwortung

Bislang haben wir uns mit Arrangements beschäftigt, in denen entweder die Frau oder der

Mann im Laufe der Zeit die Selbstverständlichkeit der geschlechtstypisierende Arbeitsteilung hinterfragen. Auch wenn das nicht (sofort) zu einem neuen Arrangement führt, so verändern sich die geschlechtlichen Selbstverhältnisse dieser Frauen und Männer. Für diese AkteurInnen ist nicht länger selbstverständlich, dass sie für bestimmte Arbeiten und Tätigkeiten zuständig sind, weil sie eine Frau oder ein Mann sind. Die Dynamik in der Beziehung und in der Gestaltung der Arbeitsteilung ging eindeutig von *einer* Person aus. In unserem Sample gibt es aber auch eine ganze Reihe von Paaren, die *gemeinsam* entscheiden, dass sie die Arbeit nicht geschlechtstypisierend teilen wollen. „*Jeder von uns hätte die Möglichkeit gehabt, Hausmann zu werden oder Hausfrau, also 100%*“, sagt Sonja Kerner. „*Der andere hätte genug verdient mit einer Wohnung und an einem Standort. Und da haben beide keine Lust gehabt. (...) Und das hat jeder gut verstanden, weil er es selber nicht gewollt hat*“. Diese und ähnliche Aussagen konstituieren ein diskursives Muster, in dem es um die eigene Verantwortung für das jeweilige Arrangement geht. Es erscheint in den Aussagen beider PartnerInnen als ‚frei gewählt‘.

In andere Untersuchungen zur familialen Arbeitsteilung wurden solche Vorstellungen bereits in das Aussagennetz neoliberaler Argumentationsmuster und Politiken eingeordnet und es wurde auf die ideologische Funktion dieses Diskurses hingewiesen (Blain 1994, Oechsle/Geissler 1998, Koppetsch/Burkart 1999, Nowak 2007). In diesem Diskurs wird demzufolge zweierlei verschleiert: Zum einen werden mit dem Verweis auf die ‚freie Wahl‘ der Individuen strukturelle Zwänge unsichtbar gemacht. Zum anderen können aufgrund der Vorstellung einer ‚freien Wahl‘ sowohl die Mehrarbeit von Frauen im Haushalt als auch ihre daraus entstehenden materiellen Abhängigkeiten nicht mehr artikuliert werden (Nowak 2007). Auch anhand unseres Materials lässt sich diese Unterwerfung unter gegenwärtige Herrschaftsmechanismen nachzeichnen. Beispielsweise können die oben zitierten Aussagen von Rita Kraus und ihre Zufriedenheit mit ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter so interpretiert werden. Ich möchte im Folgenden aber zudem einen weiteren Aspekt aufzeigen. Mit der Zuschreibung von Eigenverantwortung ermächtigen sich die AkteurInnen auch selbst. Sie eröffnen sich Spielräume für veränderte Geschlechterarrangements. Das *Wollen* der AkteurInnen ist wichtig, damit sich diese Spielräume nicht wieder schliessen. In den Aussagen, die diesen Diskurs konstituieren, geht es immer auch um die Abwehr von Anrufungen der binären Geschlechterordnung. Die hohe Arbeitsbelastung, die ein solches Arrangement für beide PartnerInnen mit sich bringt, stellt die AkteurInnen ständig auf die Probe. Ist es unmöglich, sich mit einer beruflichen Tätigkeit zu identifizieren und gleichzeitig in der Familie engagiert zu sein? „*Ich will beides haben*“, sagt Jens Siegrist, der als Junge zu einem „*gestörten beruflichem Ehrgeiz*“ erzogen wurde, aber seit der Geburt seines ersten Kindes auf jeden Fall Zeit mit diesem

verbringen will, „und ich sehe, es geht nicht“.

Beide wollen alles: „Da muss man sich schon wirklich auf die Hinterbeine stellen“

Nehmen wir folgendes Arrangement: Sonja Kerner arbeitet als Führungskraft in einem Konzern, der sich in einer anderen Stadt befindet. An drei ganzen Wochentagen und einem halben fährt sie mit dem Zug dort hin. Tobias Murer ist Direktor einer Privatschule und fährt montags morgens dort hin und kommt dienstags abends wieder. Mittwochs ist sein „Kinder-tag“. Donnerstag bis Samstag ist er dann wieder im Internat. Da beide das Haus sehr früh verlassen müssen, um an ihren Arbeitsort zu fahren, und deshalb auch erst spät nach Hause kommen, kommt eine Unterbringung der Kinder in einer öffentlichen Einrichtung für sie nicht in Frage. Sie haben eine Frau angestellt, die sich an 2 ½ Tage von morgens bis abends (13 Stunden täglich) um die Kinder kümmert und den Grossteil der Hausarbeit erledigt.

Dieses Paar hat gute Bedingungen für ein Arrangement, in dem beide alles machen. Die hohe berufliche Qualifizierung beider PartnerInnen hat dreierlei zur Folge: beide sind mit ihrer beruflichen Arbeit identifiziert, beide haben einen sehr guten Verdienst und beide haben einen gesicherten Arbeitsplatz. In den Aussagen von Sonja Kerner taucht darüber hinaus aber auch noch eine andere wichtige Bedingung auf. Dieses „Konstrukt“, so sieht es Sonja Kerner, geht nur deshalb auf, weil beide es so wollen und „dahinter stehen“. Der zentrale Punkt ist, dass ein solches Arrangement trotz vielfältiger zur Verfügung stehender Ressourcen (Geld, Einfluss auf Arbeitszeiten, soziales Netzwerk) für beide PartnerInnen mit einer starken Arbeitsbelastung verbunden ist. Wenn diese nicht (mehr) gewollt oder auch ausgehalten wird, droht die „Traditionalisierungsfalle“ (Rühling 2007).

Das *Wollen* ist sowohl in der Paarbeziehung, als auch gegenüber dem Arbeitgeber von grosser Bedeutung. Für Tobias Murer ist die Erwerbstätigkeit seiner Frau zwar selbstverständlich, und er übernimmt auch selbstverständlich Haus- und Fürsorgearbeit, aber dennoch schleifen sich im überaus anstrengenden Alltag schnell geschlechtstypisierende Zuständigkeiten ein. Aufgrund der Abwesenheit ihres Mannes ist Sonja Kerner an einigen Tagen rings um ihre Erwerbsarbeit alleine für die Kinder zuständig. Tobias Murer ist hingegen nur an einem Tag in der Woche in dieser Situation. Zum Ungleichgewicht trägt darüber hinaus bei, dass ihr Mann wenig Organisation übernimmt. Es ist „der Klassiker“, so Sonja Kerner, „die Frau schaut doch immer, dass der Karren läuft“. Sie nimmt das jedoch nicht einfach hin, sondern fordert ihren Mann immer wieder auf, mehr zu organisieren. „Da muss man sich schon wirklich auf die Hinterbeine stellen und das habe ich schon gemacht vor der zweiten Schwangerschaft“. Zu diesem Zeitpunkt hat sie ihren Mann erfolgreich dazu gedrängt, bei seinem Arbeitgeber einen Tag Abwesenheit in der Woche durchzusetzen.

Gegenüber den beiden Arbeitgebern hat das *Wollen* des Paares eine noch grössere Bedeutung. Seit der Geburt des ersten Kindes arbeitet Sonja Kerner nur noch 70%. Diese Reduktion ihres Erwerbsspensums in einer Leitungsposition war nicht selbstverständlich. Sie musste diesen Anspruch gegenüber ihrem Arbeitgeber durchsetzen. Seither teilt sie sich die Stelle mit einer anderen Frau. In dem Internat, in dem Tobias Murer arbeitet, gibt es für den Direktor eine Dienstwohnung, die einer Familie genügend Platz bietet. Eine Nutzung dieser Wohnung wird vom Arbeitgeber erwartet. Sonja Kerner musste deshalb schon im Bewerbungsverfahren über sein privates Arrangement und die damit verbundene Lebenssituation sprechen. Die Abwesenheit seiner Familie wurde akzeptiert.

Sonja Kerner muss auch in ihrem Berufsalltag immer wieder bestimmte Vorstellungen über Geschlechterrollen abwehren. Die Kollegen „*fixieren mich auf die Mutterrolle*“, sagt sie, „*die trauen mir die Doppelbelastung nicht zu*“. Männern passiere so etwas nicht, wenn sie Vater würden. Niemand interessiere sich für ihre Privatleben. „*Das geht mir extrem auf den Geist. Das kann ich gar nicht haben. Wenn ich arbeite, dann arbeite ich. Also ich mache auch alles. Es gibt da keine Sonderregelung*“. Hier schwingt Empörung mit. Diese zielt allerdings nicht auf das von Müttern und Vätern verlangte Arbeitspensum. Die Empörung richtet sich vielmehr auf die Unterstellung, dass eine Mutter nicht voll einsatzfähig ist. Sonja Kerner pocht auf Gleichheit. Differenzen zwischen ArbeitnehmerInnen mit und ohne familialen Aufgaben werden unsichtbar gemacht. Implizit erkennt Sonja Kerner auf diese Weise eine am männlichen Arbeitnehmer orientierte Arbeitsmoral an.

Darüber hinaus wird an dieser Stelle ein zentraler Unterschied zwischen Müttern und Vätern thematisiert. Während Frauen gegenüber ihren Kindern die Erziehungsverantwortung übernehmen *müssen, können* Männer dies tun.⁴ Diese Differenz ist insofern entscheidend, als sie unterschiedliche Selbstverhältnisse impliziert (vgl. hierzu ausführlich König 2007). Die Verpflichtung der Frauen gegenüber den Kindern konstituiert einen *moralischen Standpunkt* gegenüber sich selbst, die erwünschte Beteiligung der Männer an der Erziehung der Kinder konstituiert hingegen einen *freiheitlichen Standpunkt* (vgl. ebd.). Sonja Kerner versucht, dieses moralische Selbstverhältnis abzuwehren. In den Passagen, in denen sie über die Suche nach einer geeigneten Tagesmutter für ihr erstes Kind spricht, zeigt sich, wie schwierig das ist. Während dieser Suche hatte Sonja Kerner starke Zweifel, ob sie die „*richtige*“ Frau für ihren Sohn finden würden. Sie habe sich hierüber so viele Gedanken gemacht, weil sie eine

⁴ Allerdings gibt es Paare, in denen sich die Männer zu bestimmten Zeiten um ihre Kinder kümmern müssen, weil die Familien auf den zusätzlichen Verdienst der Frauen angewiesen sind. Von diesen wird weiter unten noch die Rede sein.

Frau sei. Die Organisation der Betreuung ist insgesamt mehr *„ihr Ding“* gewesen.

Ich habe gewusst, an dem hängt es jetzt. Wir müssen da jemanden Gutes finden, sonst haben wir nämlich keine Ruhe beim Arbeiten. Das habe ich extrem gemerkt. Da habe ich wie das Gefühl gehabt, es geht mir auch näher als ihm. Ich habe auch gewusst, ich will, dass der Junge in guten Händen ist. (...) Ich meine, es ist ja gestört letztlich, dann ist das Kind 13 Stunden mit dieser Person alleine, völlig ausgeliefert. Ich meine, was man da macht, oder das ist also schon scheusslich, letztlich, oder, wenn man sich das vorstellt. Es hat mich selten etwas so fertig gemacht wie das.

Sonja Kerner sagt in dieser Passage zwar, dass sie *beide* keine Ruhe beim Arbeiten gehabt hätten, wenn sie nicht die *„richtige“* Frau gefunden hätten. Aber letztendlich war vor allem sie mit dieser Frage beschäftigt. Es ging um *ihr* Gefühl und *ihre* Erwerbstätigkeit hing von einer guten Auswahl der Kinderfrau ab. Sonja Kerner befindet sich in einem Dilemma: Sie hat gegenüber ihren Kindern ein schlechtes Gewissen, weil sie sie so viel von einer dritten Person betreuen lässt. Und gleichzeitig kann und will sie nicht anders handeln, weil sie ihren Job als Führungskraft auf keinen Fall aufgeben möchte.

Beide wollen einen Rollenwechsel

Eine starke Betonung des eigenen *Wollens*, findet sich auch in einer Reihe von Interviews mit Paaren, in denen die Frau für das Einkommen der Familie sorgt und der Mann nicht erwerbstätig ist. So beschreibt das Ehepaar Nichols zwar strukturelle (Lebens-)Bedingungen als Hintergrund für ihr Arrangement (mangelnde Arbeitsmarktchancen und Ausländerstatus des Mannes sowie der gute Verdienst der Frau), aber im Mittelpunkt ihrer Aussagen steht die gemeinsame Entscheidung für dieses Arrangement. Dieses Paar war sich über zwei Dinge einig: Die Geburt eines Kindes erfordert die Unterbrechung der Erwerbsarbeit eines Elternteils und in ihrem Fall sollte dies der Vater sein. *„Wir haben da nie irgendwie diskutieren müssen“*, sagt Bob Nichols. *„Oder beide wollten zu Hause bleiben oder beide wollten arbeiten gehen oder so.“*⁵

Die enge Verzahnung von strukturellen Bedingungen und Wünschen der AkteurInnen wird auch in folgendem Beispiel deutlich, in dem das Paar sieben Monate nach der Geburt ihrer Zwillinge einen *„Rollentausch“* vornimmt. Zunächst beendet Erika Bianchi selbstverständlich ihre Erwerbsarbeit, doch nach kurzer Zeit möchte sie wieder mehr *„draussen“* sein. *„Da habe ich gefunden, das kann es nicht sein, immer zu Hause“*. (...) *„Und er hat auch das Ge-*

⁵ Lilian Nichols hat nach der Geburt von beiden Kindern jeweils ein halbes Jahr Mutterschaftsurlaub genommen. Diese Zeit bezeichnet sie als *„Ferien“*, weil ihre Kinder *„pflegeleicht“* waren. Eine solche Vorstellung, die die Zuständigkeit für Haus und Kinder als Ferienzeit begreift, findet sich sonst eher in den von Männern geführten Diskursen.

fühlt gehabt, er wäre auch ein bisschen gerne zu Hause und hätte mehr Zeit für seine Hobbys, oder gärtnern und die Kinder. Und dann ist das irgendwie gekommen. Da habe ich einmal meinen Wunsch geäußert und er hat gesagt, oh ja, das wäre doch etwas. Die Bedingung ist natürlich gewesen, dass ich mindestens gleichviel verdient habe wie er“. Nach 70 Bewerbungen findet Erika Bianchi eine Stelle, die dieses Kriterium erfüllt.

Obwohl in diesen umgekehrten Geschlechterarrangements *beide* PartnerInnen eine Rolle wählen, die in der binären Geschlechterordnung nicht für sie vorgesehen ist, stehen die Männer stärker unter Legitimationsdruck als die Frauen (vgl. Bourdieu 2005). In den Interviews mit den sogenannten Hausmännern finden sich viele Aussagen, in denen es um deren Selbstverständnis als Mann geht. Das geschieht vor allem auch in den Passagen, in denen sie über die von ihnen übernommenen Arbeiten im Haushalt und in der Familie erzählen. Sie sagen, dass sie diese Arbeiten auf spezifische Art und Weise erledigen, *weil* sie Männer sind.

Sandro Bianchi sagt beispielsweise: *„Ja, ein Mann packt das schon ein bisschen anders an. Ich möchte nicht sagen, dass er das schlechter macht als eine Frau, aber er packt es ein bisschen anders an, doch, ja. Und dann wird halt schon ein bisschen geschaut, aber das macht mir nichts aus“.* Den Boden nimmt er mit *„richtig viel Wasser“* auf, so wie er es als Metzger gelernt hat. Hierüber rümpfen die Hausfrauen aus der Nachbarschaft die Nase. Sandro Bianchi retourniert diese abschätzig Haltung. Während diese Frauen auf der Strasse stehen und erzählen, nutzt er diese Zeit, um wichtige Arbeiten zu erledigen. In diesen Aussagen geht es nicht nur um geschlechtstypisierende Kompetenzen, sondern auch darum, wie der Interviewte als *Mann* gesehen werden möchte. *„Geschwätzigkeit“* wird von ihm als Eigenschaft von Frauen markiert und nicht etwa als wichtige Strategie, um sich eine Pause von der nicht endenden Hausarbeit zu gönnen. Während die anderen Hausfrauen auf der Strasse schwätzen, erledigt er Arbeiten am Haus, für die man eine Motor- oder Kettensäge braucht. So ist für alle sichtbar, dass er ein ‚richtiger‘ Mann ist, obwohl er keiner Erwerbsarbeit nachgeht. Hausarbeit, so lässt sich auch schlussfolgern, wird durch die Beteiligung der Männer nicht aufgewertet. Es findet nach wie vor eher eine Abwertung der Person statt, die diese Arbeit erledigt – unabhängig davon, ob dies eine Frau oder ein Mann ist.

Die Differenzierung zwischen zwei geschlechtstypisierenden Arten, die anfallende Hausarbeit zu erledigen, findet sich auch im Kontext der Fürsorge wieder. Bob Nichols sagt beispielsweise, er handle anders gegenüber seinen Kindern, weil er Vater ist und nicht Mutter. *„Ich denke, es wäre gut, wenn ich mit meinen Kindern mehr spielen würde, aber das ist nicht natürlich. Ein Mann denkt nicht so“.* Als Mann ist es für ihn natürlich, dass die Kinder alleine spielen, während er etwas im Haushalt erledigt. Ähnlich wie Sandro Bianchi formuliert also auch Bob Nichols ein Defizit, das er als Mann hat. Es wäre für die Kinder besser, wenn er

mehr mit ihnen spielen würde. Unklar bleibt, woher diese normative Vorstellung rührt. An einer anderen Stelle im Interview stellt Bob Nichols allerdings die positive Seite seiner männlichen Handlungs- und Denkweise heraus. Er kann sich besser von seinen Kindern abgrenzen, weil er ein Mann ist. Frauen fällt dies schwerer, weil sie aufgrund der Schwangerschaft eine starke körperliche Bindung an die Kinder haben. Die Fähigkeit, sich von den Kindern abgrenzen zu können, ist in der Argumentation von Bob Nichols nützlich für das Leben ohne Erwerbsarbeit. Aufgrund dieser Fähigkeit ist es für Männer (im Allgemeinen) einfacher, zu Hause zu bleiben, als für Frauen (im Allgemeinen). Frauen würden sich gefangen fühlen. *„Ich fühle nichts dergleichen. Wenn ich mich eingesperrt fühlen würde, nähme ich mein Auto und würde in die Bäckerei fahren und einen Kaffee trinken dort. Oder ich würde in den Coop einkaufen gehen. Oder ich gehe etwas laufen oder ich gehe in meinen Wald mit den Kindern. So etwas. Ich mache etwas mit den Kindern, ich muss ja, weil ich habe die Kinder“*. Die Wortwahl spiegelt seine Abgrenzung von den Kindern wieder. Bob Nichols spricht von „*seinem*“ Wald und „*den*“ Kindern. Das heisst, Bob Nichols ist zwar für Hausarbeit und Kinder zuständig, aber er übernimmt diese Rolle *als Mann*.

Ich bin der Provider der Familie. Manche Leute sind erstaunt, verwirrt, wenn ich das sage. Providing ist nicht nur Geld heimbringen. Providing ist auch den Haushalt in Schwung halten, kochen, Saubermachen, für Gesundheit sorgen und schauen, dass alle glücklich sind. Das ist auch Providing. Es tönt etwas komisch, aber das ist wichtig, denke ich. Ich würde sogar sagen, Geld ist sekundär. Natürlich, man muss es haben, aber in unserem Leben ist es eine Art sekundär. Aber es ist wichtig, dass Lilian eine gute Arbeit hat, eine gute Stelle. Daher unterstütze ich sie auch für ihre Erwerbsarbeit.

Statt die materielle Abhängigkeit von seiner Frau oder den Bruch mit der Rolle des Ernährers zu problematisieren, definiert Bob Nichols die Hausarbeit um. Die Hausarbeit wird so als wesentlicher Beitrag des gesamten familialen Arbeitsvolumens sichtbar. Dies wurde an anderer Stelle als wichtige Strategie im Umgang mit den strukturellen Merkmalen von Hausarbeit beschrieben (vgl. Kontos/Walser 1979).

Die sogenannten Hausmänner praktizieren eine neue Arbeitsteilung. Gleichzeitig sind sie aber Subjekte des Diskurses der Zweigeschlechtlichkeit. Alle interviewten Hausmänner sind darum bemüht, sich in diesem Diskurs zu positionieren. Sie beschreiben sich als ‚richtige‘ Männer. Das zeigt sich aus ihrer Perspektive vor allem an der Art und Weise, wie sie die Haus- und Fürsorgearbeit verrichten. Darin unterscheiden sie sich deutlich von Frauen. Von aussen wird das, was diese Männer tun, trotzdem als Abweichung von den Erwartungen wahrgenommen, die an Männer im Rahmen der binären Geschlechterordnung gestellt werden. Im Einzelfall hat diese Aussenwahrnehmung gravierende Konsequenzen. Im Anschluss an das Interview erzählt Bob Nichols, sein Einbürgerungsgesuch sei abgelehnt worden, weil er verdächtigt wurde, Schwarzgeld zu beziehen. Für sein soziales Umfeld ist es anscheinend

unvorstellbar, dass ein Mann tatsächlich wie eine Hausfrau lebt, die kein eigenes Einkommen hat. Ähnliches zeigt sich auch beim Ehepaar Bianchi. In der Zeit, als sie sich entschieden haben, die Rollen zu tauschen, *„ist es ziemlich heftig gewesen“*, sagt Erika Bianchi. Das gesamte Umfeld reagierte negativ auf ihre Entscheidung. *„Es ist halt schwierig gewesen, weil alle haben dann gesagt, ja ihr Mann will zu Hause bleiben, könnt ihr das. Ja, kann der bügeln und weiss nicht was.“* Und ein Arbeitgeber sagte: *„Das kommt nicht gut, wenn der Mann zu Hause bleibt und die Frau das Geld nach Hause bringt.“* Suspekt ist demnach, dass der Mann zu Hause bleiben *will*. Weder der Wunsch von Erika Bianchi, erwerbstätig zu sein, noch die Tatsache, dass sie *als Frau* Geld verdient, noch ihre Abwesenheit in der Familie wurden problematisiert. Zur Disposition stand nicht die Frage, ob Erika Bianchi eine „gute Mutter“ ist. Im Mittelpunkt der Anfeindungen aus dem Umfeld standen vielmehr die veränderten Vorstellungen von der Existenzweise des Mannes. Verallgemeinernd heisst das: Gegenwärtig eröffnen sich für Männer aufgrund der Berufsausbildung und den Erwerbsmöglichkeiten ihrer Lebenspartnerinnen zwar Lebensmodelle jenseits des Alleinernährers. Aber eine solche Arbeitsteilung mit umgekehrten Geschlechterrollen findet in der Gesellschaft nach wie vor wenig Unterstützung und Akzeptanz. Es ist nicht ‚normal‘, wenn ein Mann von dem Geld lebt, das seine Partnerin verdient. So verwundert es nicht, dass sich die Männer in diesen Arrangements trotz des gewählten Rollenwechsels weiter an der binären Geschlechterordnung und den damit verbundenen Vorstellungen von Männlichkeit orientieren.

Wie sieht es nun in diesen Arrangements mit den Vorstellungen von der Existenz als Frau aus? Erika Bianchi bezeichnet sich (auf explizite Nachfrage) nicht als Ernährerin und markiert an verschiedenen Stellen im Interview Differenzen zu Männern, die alleine für das Einkommen der Familie sorgen. *„Ich habe das Gefühl, dass ich mich mehr für die Kinder interessiere als Männer, die 100 Prozent arbeiten, dass das noch mehr drinnen ist. Ich komme wirklich nach Hause und ich bin für die Kinder hier.“* Der Unterschied zu den männlichen Alleinernährern liegt unter anderem also in der Selbstverständlichkeit, mit der sich Erika Bianchi neben der Erwerbsarbeit um die Kinder kümmert. Diese Selbstverständlichkeit begründet Erika Bianchi mit ihrem Geschlecht. Weil sie eine Frau ist, ist *„das noch mehr drinnen“*. Wenn sie von der Erwerbsarbeit nach Hause kommt, macht sie keine Pause, sondern widmet sich sofort den Kindern und/oder erledigt etwas im Haushalt. Nur am Wochenende klinkt sich Erika Bianchi für maximal eine Stunde aus dem Familienleben aus, um an ihrem Lieblingsplatz zu lesen. Doch in einem zentralen Punkt weicht Erika Bianchi von den Erwartungen ab, die im Rahmen der binären Geschlechterordnung an Frauen gestellt werden. Erika Bianchi äussert kein schlechtes Gewissen gegenüber ihren Kindern. Sie bedauert eher, dass sie nicht viel Zeit für die Kinder hat. Das kann als Zeichen für ein verändertes Selbst-

verhältnis einer Frau/Mutter gelesen werden. Denn mit dieser Vorstellung tritt an die Stelle eines *moralischen Standpunkts* gegenüber sich selbst ein *freiheitlicher Standpunkt*. Sie muss sich nicht als Frau um die Kinder kümmern, sondern möchte dies tun. Erika Bianchi hat ihre Stelle aktuell auf 80 Prozent reduziert, um mehr Zeit für ihre Kinder zu haben.

Das hat für ihren Mann den willkommenen Effekt, nach langer Pause wieder an einem Tag in der Woche arbeiten gehen zu können. Für sein Selbstverhältnis ist das bedeutsam: „*Jetzt kann ich auch wieder etwas zur Familie beizutragen. (...) Also so ein bisschen Geld beitragen, ich bin nicht nur hier gewesen und habe den ganzen Tag den Boden aufgenommen, obwohl das auch sehr eine intensive Arbeit ist*“. Sandro Bianchi problematisiert die materielle Abhängigkeit von seiner Frau nicht. Darin stimmt er mit Bob Nichols überein. Doch im Unterschied zu Bob Nichols gelingt es Sandro Bianchi nicht, die Hausarbeit als wesentlichen Beitrag zur Familie zu definieren. Die von ihm verrichtete Hausarbeit zählt in seinen Augen nicht so viel wie das Lohneinkommen, von dem die Familie ihren Unterhalt bestreitet. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum Erika Bianchi sich nicht als Familienernährerin bezeichnet. Auf die Weise wird das ‚Defizit‘ ihres Mannes zumindest nicht noch zusätzlich hervorgehoben.

In der Darstellung *nach aussen* markiert Erika Bianchi die Differenz zu *männlichen* Familienernährern nicht. Im Gegenteil geht sie ganz in diese Rolle hinein. Als ihr Mann drei Wochen zum Militär musste (WK), ist sie von „*Pontius zu Pilatus*“ gerannt, um zu schauen, was man machen kann. Es sei weder möglich gewesen den Dienst zu verschieben, bis die Kinder älter sind, noch konnte er die Kinder mitnehmen, noch habe sie für ihn den Dienst übernehmen können. Erika Bianchi ist demnach durchaus bereit, einen Aspekt der Rolle des Mannes zu übernehmen, der klar männlich konnotiert ist.

Zusammenfassend kann an dieser Stelle festgehalten werden: In den Aussagen, die das zweite diskursive Muster konstituieren, steht das *Wollen* der Frauen und Männer im Mittelpunkt. Die Betonung liegt auf der eigenen Verantwortung für das arbeitsteilige Arrangement im Paar. Die strukturellen Rahmenbedingungen treten in diesem diskursiven Muster hinter die Entscheidungen der AkteurInnen zurück. Diese Vorstellungen von der Lebensweise als Paar sowie von der Existenzweise als Frau oder Mann lassen sich in das Aussagennetz neoliberaler Argumentationsmuster einordnen. Es wird erwartet, dass jede und jeder für sein Leben Verantwortung übernimmt, mit Eigeninitiative auf veränderte Umweltbedingungen reagiert und offen für Veränderungen ist. Mit dieser Haltung gegenüber dem eigenen Leben ist das Versprechen der Teilhabe an den gesellschaftlich zur Verfügung gestellten Ressourcen verknüpft. Ein gutes Leben ist selbst verdient. Wer hingegen untätig ist, gilt als fremdbestimmt und abhängig. Diese AkteurInnen müssen sich nicht wundern, wenn sie sozial ausgeschlos-

sen werden. Arbeitslosigkeit ist in der Konsequenz dieser Logik selbst verschuldet – er oder sie war eben nicht flexibel genug. In den Aussagen der oben zitierten Paare tauchen zwar strukturelle Bedingungen ihrer Lebenssituation und ihrer Geschlechterarrangements auf. Aber sie werden zum einen als privat zu lösende Probleme erachtet. Und zum anderen markieren die AkteurInnen keine Diskrepanz zwischen den strukturellen Zwängen und ihren individuellen Vorstellungen und Wünschen. Diese Paare wollen es so machen, wie es für sie aufgrund ihrer Arbeitsmarktchancen, den jeweiligen Arbeitsbedingungen und aufgrund der mangelhaften Infrastruktur für öffentliche Kinderbetreuung nahe liegt bzw. möglich ist. Dies kann als Unterwerfung unter einen herrschenden Vergesellschaftungsmodus interpretiert werden.

Doch wie zu sehen war, eröffnet sich mit der Betonung des eigenen *Wollens* auch ein Spielraum für neue Geschlechterarrangements. Diese Frauen und Männer übernehmen Arbeiten und tun Dinge, die in der binären Geschlechterordnung nicht für sie vorgesehen sind. Das ist allerdings weder für die AkteurInnen noch für ihr soziales Umfeld selbstverständlich. Die interviewten Frauen und Männer erklären und begründen in ihren Aussagen die von ihnen praktizierte Arbeitsteilung. Diese Legitimation korrespondiert mit den Selbstverhältnissen dieser Frauen und Männer. Die veränderten Praxen der Arbeitsteilung gehen nämlich nicht notwendig mit einer Infragestellung der binären Geschlechterordnung einher. Vor allem die nicht erwerbstätigen Männer schreiben sich Dispositionen in der Differenz zu Frauen zu. Männer *sind* rational, an ihren Interessen orientiert und von nahestehenden Personen abgegrenzt. Aus diesen Dispositionen resultiert eine andere Form der Fürsorge als diejenige, die Frauen praktizieren. Es handelt sich um eine Fürsorge, die mit hegemonialen Vorstellungen von Männlichkeit vereinbar ist. Auf die Weise integrieren die Männer ‚neue‘ Elemente in die ‚alte‘ Vorstellung von einer männlichen Existenzweise.

In den Interviews mit den Frauen, die beides machen wollen, die also sowohl beruflich ambitioniert sind, als auch Zeit mit ihrer Familie verbringen wollen, finden sich vergleichsweise wenig Aussagen, in denen es um Weiblichkeit geht. Diese Frauen stellen in ihren Aussagen eher heraus, dass sie ‚wie ein Mann‘ arbeiten können. Das gilt vor allem für die sogenannten Karrierefrauen. Die Anforderungen, die an Führungspositionen in der Arbeitswelt gestellt werden, setzen voraus, dass die betreffende Person frei ist von den Belastungen der privaten Lebenswelt. Für die von uns befragten Frauen bleibt es jedoch auch in dieser Situation selbstverständlich, dass sie neben der Erwerbsarbeit für die Kinder zuständig sind und sich am Haushalt beteiligen. In keinem Interview werden die gesellschaftlichen Bedingungen kritisiert, die die alltagspraktische Realisierung dieser „doppelten Vergesellschaftung“ schwierig bis unmöglich machen. Die „doppelte Vergesellschaftung“ erscheint als ein privat zu regeln-

der Sachverhalt.

2.3 „Wir müssen es anders machen“: Strukturelle Zumutungen

In den bislang beschriebenen diskursiven Mustern dominieren Aussagen, in denen ein *Handlungsspielraum* der AkteurInnen definiert wird. Das *erste diskursive Muster* eröffnet im Rahmen geschlechtstypisierender Arbeitsteilung einen Spielraum für geschlechtliche Selbstverhältnisse. Im *zweiten diskursiven Muster* liegt die Betonung auf veränderten Arrangements. Dieser Spielraum für Praxen der Arbeitsteilung geht nicht notwendig mit veränderten Selbstverhältnissen der Frauen und Männer einher. In ihren Selbstbeschreibungen findet sich die binäre Logik der Geschlechterordnung wieder. In dem nun dargestellten *dritten diskursiven Muster* dominieren hingegen Aussagen, die den Zwang heraus stellen, unter dem die AkteurInnen handeln. Paare *müssen* in der Logik dieser Aussagen aufgrund der Bedingungen der materiellen Reproduktion mit den Rollen brechen, die Frauen und Männer im Modell der bürgerlichen Kleinfamilie einnehmen. Da dieses Modell für die SprecherInnen immer noch hohe Evidenz besitzt, erleben sie ihre Situation als Zumutung.⁶

Bedrohte Existenzen

Urs Schneider ist seit mehreren Jahren arbeitslos. Er ist gelernter Koch. Seine Lebenspartnerin, die gelernte Friseurin ist, verdient in einer Putzfirma das Haushaltseinkommen. Da Martha Widmer bereits um 7:00 Uhr in der Frühe das Haus verlässt und eine harte körperliche Arbeit verrichtet, erwartet sie von ihrem Partner, dass er sich tagsüber um den Haushalt kümmert. Für Urs Schneider war das zunächst plausibel. Doch je länger er arbeitslos ist, desto schwieriger wird es für ihn, diese Arbeitsteilung zu akzeptieren. „*Aber ich muss ganz ehrlich sagen, mit der Zeit hab ich's hier oben. (...) Putzen, aufräumen, immer jeden Tag das Gleiche. Weil ich ja keinen Job habe.*“ Es ist für Urs Schneider durchaus denkbar, dass er *als Mann* Hausarbeit verrichtet. Das zeigt sich zum Beispiel auch an seinen präzisen Vorstellungen von den Abläufen rings ums Kochen. Pfannen, so betont er, sollen schon während des Kochens gespült werden, damit das nach dem Essen zu spülende Geschirr auf ein Minimum reduziert wird. Problematisch ist für ihn jedoch die ausschliessliche und alleinige Zuständigkeit für den Haushalt. Die sich stets wiederholende und nicht endende Arbeit ist für ihn auf

⁶ Da mein Fokus in diesem Kapitel auf den Brüchen mit der geschlechtstypisierenden Arbeitsteilung liegt, werden im Folgenden keine Paare erwähnt, die gezwungen sind, die Arbeit so zu teilen, wie es die binäre Logik der Geschlechterordnung vorsieht. Im Zusammenhang mit der Familiengründung wurde dieses Phänomen bereits häufig als sogenannte Traditionalisierung der Geschlechterverhältnisse beschrieben.

die Dauer nur erträglich, wenn er auch einer Lohnarbeit nachgeht. Anders als die oben beschriebenen Hausmänner, hat sich Urs Schneider also nicht aktiv dafür entschieden, seine Erwerbsarbeit zu unterbrechen oder gar zu beenden. Für die Identitätspraxis macht das einen Unterschied ums Ganze. Urs Schneider kann und will sich nicht als Hausmann definieren. Relevant ist hierfür nicht nur, dass Hausarbeit repetitiv und gesellschaftlich wenig anerkannt ist. In seiner Vorstellung ist es ein Widerspruch in sich, wenn er *als Mann* ausschliesslich für den Haushalt zuständig ist. *„Eigentlich sollte ich eine Frau sein, wenn ich den Haushalt schmeisse.“* Aus der Perspektive von Urs Schneider setzt die von ihnen praktizierte Arbeitsteilung also seine Deidentifikation als Mann voraus. Das ist aber für ihn ein Ding der Unmöglichkeit.

Von Bedeutung ist sicherlich auch, dass dieses Paar keine gemeinsamen Kinder hat. Urs Schneider hat zwar zwei Kinder aus einer früheren Beziehung. Sie verbringen aber nur gelegentlich ein Wochenende bei ihm und seiner Partnerin. Die oben beschriebenen Männer führen die Kinder als zentralen Grund dafür an, warum sie nicht (mehr) erwerbstätig sein wollen. Auch wenn es noch nicht selbstverständlich ist, dass Männer diese Funktion übernehmen, so wird es doch allgemein befürwortet, dass (kleine) Kinder von einem Elternteil betreut werden. Die Fürsorgearbeit ist insofern auch für Männer ein ‚guter‘ Grund, um nicht erwerbstätig zu sein. Allerdings würde sich die Situation dieses Paares wahrscheinlich noch verschärfen, wenn sie ein Kind bekommen würden. Denn Martha Widmer würde ihre Erwerbsarbeit in dem Fall gerne beenden. Der von ihr im Interview geäusserte Wunsch, eine nicht erwerbstätige Mutter zu sein, hängt auch mit der Art ihrer Erwerbsarbeit zusammen. Um den Lebensunterhalt des Paares absichern zu können, muss Martha Widmer als Reinigungsfrau bis an die Grenzen ihrer körperlichen Belastbarkeit gehen. Körperliche Symptome drohen bereits, zu chronischen Erkrankungen zu werden. Auch wenn sie es im Interview positiv konnotiert, dass sie aufgrund ihrer Erwerbssituation im Paar die Kontrolle über die Finanzen hat, so würde sie sich doch gerne einmal *„fallen lassen“* und die Verantwortung für das Einkommen an ihren Mann abgeben. Das kann Urs Schneider verstehen. Er weiss, dass ihre Arbeit überaus anstrengend ist und dies in keinem Verhältnis zu ihrem Einkommen steht. *„Also ich mag es ihr gönnen können, wenn sie mal zu Hause bleiben könnte, sich ausspannen kann und wieder zu Kräften kommt dann.“* Im Vordergrund steht hier nicht, dass eine Frau für den Haushalt zuständig sein sollte, sondern, dass die von Martha Widmer ausgeübte Tätigkeit auf Dauer nicht tragbar ist.

Dieses Verständnis ändert nichts an seinem Überdruß an den Tätigkeiten im Haushalt. Urs Schneider kümmert sich nur widerwillig und eher notdürftig um den Haushalt. Jeden Morgen bevor Martha Widmer aus dem Haus geht, ermahnt sie ihren zu dem Zeitpunkt noch im Bett

liegenden Partner, er möge doch bitte den Haushalt machen. An diese Aufforderung hält er sich offensichtlich nicht. Die Wohnung ist unaufgeräumt, das Badezimmer schmutzig und in der Küche türmt sich der Abwasch. Immer wieder kommt es deshalb zu Konflikten im Paar. Interessant für unseren Kontext ist, dass im Rahmen dieser Auseinandersetzungen die geschlechtstypisierende Arbeitsteilung in Anschlag gebracht wird. *„Und sie hat schon paar Mal gesagt: Was würdest du machen, wenn ich so wäre wie du? Hab ich gesagt: Ja, ich weiss schon, aber ich hab einfach langsam die Schnauze voll. Ich will auch raus. Ich will arbeiten.“* Wenn Martha Widmer so wäre wie Urs Schneider, dann würde sie darauf beharren, dass sie als Frau nicht für das Haushaltseinkommen zuständig ist. Urs Schneider weiss, dass das für ihre gemeinsame materielle Existenz eine Katastrophe wäre. Gleichzeitig klingt es in seiner Formulierung so, als wäre er aufgrund der Zuständigkeit für den Haushalt daran gehindert, eine Lohnarbeit anzunehmen. Darüber hinaus schwingt die gängige Unterstellung mit, dass Arbeitslose nicht erwerbstätig sein wollen und ihre Arbeitslosigkeit selbst verschuldet ist. Gegen diese Positionierungen wehrt sich Urs Schneider. Gefragt, ob die Situation anders wäre, wenn seine Partnerin mit einem besseren Job mehr Geld verdienen würde, sagt Urs Schneider: *„Nein, ich würde nicht zu Hause bleiben, sondern ich würde mich weiterhin für einen Job bewerben und bemühen. Aber wenn es dann nicht geht, so wie jetzt, dann wäre das vielleicht weniger schlimm.“* Urs Schneider kann sich keine Situation vorstellen, in der die Integration in den Arbeitsmarkt für ihn keine Bedeutung mehr hat. Wenn er beschreibt, wie er morgens den Computer anschaltet, um dort stundenlang mit ihm unbekanntem Personen zu kommunizieren und in diesen Unterhaltungen vor allem Frauen gegenüber eine Beraterposition einnimmt, so klingt das, als würde er an einen Arbeitsplatz gehen. Man vermisst ihn dort, wenn er sich nicht meldet. Er hat eine Aufgabe, wenn nicht sogar Verantwortung gegenüber Dritten. Auch wenn es sich nur um einen virtuellen Arbeitsplatz handelt, an dem Arbeit simuliert wird, so ist das aus der Perspektive von Urs Schneider alles besser, als Hausarbeit zu verrichten.

Wer in einer Gesellschaft arbeitslos ist, die Anerkennung und Sicherheit über Integration in den Arbeitsmarkt verleiht, wird sich in der Existenz über kurz oder lang bedroht fühlen. Das gilt unabhängig vom jeweiligen Geschlecht. In einer Partnerschaft kann diese Bedrohung zumindest zeitweilig aufgefangen werden. Der oder die andere kann mit seinem oder ihrem Gehalt für beide sorgen. Wie sich in den Aussagen von Urs Schneider zeigt, eröffnet eine solche Situation aber gerade für Männer ein zusätzliches Problem. Ihnen fehlen die Bezugspunkte, auf die sich hegemoniale Vorstellungen von Männlichkeit gründen. Das Problem liegt nicht in der Verrichtung von Hausarbeit, sondern in der erzwungenen exklusiven Zuständigkeit für eben diese Form der Arbeit und die Verwiesenheit auf die private Sphäre.

Das lässt sich an einem Paar verdeutlichen, in dem der Mann sich nur an einem Tag in der Woche um die Kinder und den Haushalt kümmern *muss*, weil seine Frau an diesem Tag als Putzfrau arbeitet. Die Familie ist auf dieses zusätzliche Einkommen angewiesen, weil der Verdienst des Mannes den Lebensunterhalt nicht deckt.

Das ist doch keine Sache für mich. Am Samstag sauge ich auch und koche für die Kleinen und wieder abräumen und versorge alles. Eine halbe Hausfrau ((beide lachen)). Das ist kein Problem und mit vier Kindern muss man gegenseitig helfen, miteinander, oder, nicht dass sie muss von der Arbeit/ meistens kommt sie auch erst am Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr oder so (...) dann magst du auch nicht am Abend weiss ich was noch alles machen. Und dann mache ich das, ein bisschen Staub saugen und ja, aufräumen, Betten das mache ich auch bei den Kleinen, wenn sie aufstehen.

Im Unterschied zu Urs Schneider ist Marco Zünd eben nur eine *halbe* Hausfrau. Während Urs Schneider längerfristig alleine für den Haushalt zuständig ist, lässt sich der von Marco Zünd übernommene Teil der Haus- und Fürsorgearbeit als Hilfe definieren. Da er Vollzeit erwerbstätig ist und den größten Teil des Familieneinkommens verdient, ist es für ihn weiterhin möglich, sich als „*Herr im Haus*“ zu bezeichnen. Gefragt, was ihm seine Erwerbsarbeit (er arbeitet als LKW-Fahrer für eine Getränkefirma) bedeutet, sagt Marco Zünd:

Ich will eben schaffen. (...) Ich habe Freude an meiner Arbeit, das muss ich wirklich sagen, mache das gerne, wirklich gerne. Obwohl vom Lohn aus, sage ich viele Male: Ach, lieber etwas anderes oder einen 13. Monatslohn oder so. Das wäre schon gut. (...) Für mich ist es einfach wichtig, dass ich immer meinen Job habe und meine Arbeit. Dass ich schauen kann, dass auf dem Tisch immer zu essen ist für die ganze Familie.

Hier sind noch einmal alle Aspekte genannt, die im Rahmen einer binären Geschlechterordnung die Existenz eines Mannes ausmachen: Erwerbsarbeit, eine Familie und ein Lohn Einkommen, das den Unterhalt aller Familienmitglieder sichert. Sind diese Dinge gegeben, so können auch Tätigkeiten übernommen werden, die im hegemonialen Diskurs eher weiblich konnotiert sind. An den Geschlechternormen, die Frauen und Männern unterschiedliche Sphären, Arbeiten und Eigenschaften zuschreiben, wird festgehalten. Sie sind einer Reflexion nicht zugänglich. Die Selbstverhältnisse sind starr. Wie im Folgenden zu sehen sein wird, können aber flexible Selbstverhältnisse gerade in einer Situation nützlich sein, in der die materielle Existenz gefährdet ist.

Flexible Paare

Corina Bach, die den Haushalt als „*ihren Bereich*“ bezeichnet, in dem sie sich „*einnistet*“, erzählt, dass sie eine Zeit lang aufgrund der schlechten Arbeitsmarktchancen ihres Mannes 70 Prozent arbeiten *musste*. Ihre beiden Kinder waren zu dem Zeitpunkt schon geboren. Damals, so erzählt Corina Bach, konnte sie die Hausarbeit nicht mehr ohne die Mithilfe ihres Mannes bewältigen. Doch diese Situation gestaltet sich schwierig. Denn zum einen bleibt sie weiter verantwortlich für den Haushalt. Ihr Mann erledigt in erster Linie die Dinge, die sie

explizit an ihn delegiert. Zum anderen erzählt Corina Bach, dass ihr Mann andere Vorstellungen von der Haus- und Fürsorgearbeit hat. In den Aussagen von Corina Bach werden diese unterschiedlichen Ansprüche und Handlungsweisen mit normativen Vorstellungen darüber verknüpft, was einen ordentlichen Haushalt und eine gute Fürsorge ausmacht.

Also so das Mütterliche und so das Häusliche, (...) das mache ich, weil ich eine Frau bin. (...) Ja, wir (Frauen, T.K.) machen es (den Haushalt, T.K.) halt anders. Ich meine ohne Männer möchte ich auch nicht. Ich meine jetzt, das mit der Familie, jetzt das mit dem Haushalt. (...) Es ist dann einfach anders und es braucht ein bisschen Schnauf, um es so auch lassen zu können ((lacht)). Aber es geht auch. (...) Wenn ich jetzt ganz los gelassen habe, dann sage ich auch nichts. Dann ist es ja einfach dann so wie es dann ist. (...) Ob dann die Kinder schwarze Füße haben, wenn sie schlafen gehen, oder ob es jetzt 9 Uhr ist oder 8 Uhr, ist schlussendlich ja nicht, also ja.

Zu Beginn dieser Passage steht eine hegemoniale Geschlechternorm. Frauen *sind* häuslich und machen den Haushalt grundsätzlich anders als Männer. Vorausgesetzt wird weiter, dass sie *als Frau* für den Haushalt zuständig ist und dies so selbstverständlich ist, dass es ihr schwer fällt, sie nicht zu verrichten. Das „Loslassen“ fällt aber auch deshalb schwer, weil Männer den Haushalt und die Kinder nicht nur anders versorgen, sondern die Resultate nicht den eigenen Ansprüchen und allgemeinen Anforderungen genügen, die an einen ‚ordentlichen Haushalt‘ und eine gute Fürsorge gestellt werden. Kein Kind sollte mit schwarzen Füßen ins Bett gehen.

Die normative Vorstellung eines ordentlichen Haushalts sowie die Annahme, nur Frauen könnten diese Ordnung gewährleisten, stehen einem arbeitsteiligen Arrangement entgegen. Das wurde in vielen anderen Studien bereits beschrieben. Demnach ist es für Frauen und Männer trotz veränderter Erwerbsbedingungen aufgrund *der* Geschlechternormen nicht möglich, die Arbeit im Haushalt egalitär zu teilen (vgl. z. B. Koppetsch/Burkart 1999, Schulz/Blossfeld 2006).

Der interessante und bislang häufig übersehene Punkt ist, dass die Interviewte eine reflexive Haltung gegenüber sich selbst und ihrer Situation einnimmt. Sie *weiss*, dass sich ihre Ansprüche an Ordnung und Sauberkeit in den normativen Rahmen eines ‚ordentlichen Haushalts‘ und einer guten Fürsorge fügen. Und sie *weiss*, dass dieser affirmative Bezug auf Normen, die die hegemoniale weibliche Existenzweise regulieren, einem arbeitsteiligen Arrangement mit ihrem Mann im Weg steht. Das ist für sie relevant, weil sie den Haushalt eine Zeit lang nicht ohne ihren Mann erledigen konnte und dies mittlerweile auch nicht mehr möchte. Diesen Wunsch muss sie gegen die Vorstellungen durchsetzen, die sie von sich selbst *als Frau* hat. Der nicht vollendete letzte Satz im Zitat kann als Hinweis darauf verstanden werden, wie schwierig diese beiden Vorstellungen miteinander zu vereinbaren sind. Klar ist aber auch, dass hegemoniale Geschlechternormen ihre regulierende Kraft einbüßen. Denn

Corina Bach weiss, dass nichts Schlimmes passieren würde, wenn die Kinder mit schwarzen Füssen ins Bett gehen. Das Leben wäre dann einfach etwas anders.

Vergleichen wir an dieser Stelle die Aussagen von Urs Schneider und Corina Bach, die beide in eine Situation geraten, in der sie etwas tun müssen, was für sie zunächst keine Evidenz hat. Sie müssen Arbeiten erledigen, die in der binären Geschlechterordnung nicht für sie vorgesehen sind. Urs Schneider muss die Hausarbeit übernehmen. Corina Bach muss die Hausarbeit an ihren Mann delegieren und einer Erwerbsarbeit nachgehen. In einem solchen Vergleich erscheint Corina Bach ‚flexibel‘. Sie lässt sich auf die Anforderungen der Situation ein und ist darum bemüht, ihre selbstverständlichen Hintergrundannahmen zu reflektieren. Für die Bewältigung des Paaralltags erweist sich diese flexible Haltung gegenüber den Vorstellungen vom Leben als Frau als äusserst nützlich. Urs Schneider erscheint dagegen starr. Wenn er sich stärker mit der Hausarbeit identifizieren könnte, würde das Arrangement bestimmt besser funktionieren. Einen entscheidenden Punkt würde man dann aber übersehen. Wenn sich ein arbeitsloser Mann mit der Hausarbeit identifiziert, kann der Eindruck entstehen, dass er sich mit seiner Arbeitslosigkeit abgefunden hat. Gegen diese Positionierung setzt sich Urs Schneider zur Wehr. Er beschreibt sich als jemand, der bereit und willig ist, wieder einer Erwerbsarbeit nachzugehen. Ob er so flexibel ist, wie es die Arbeitsmarktpolitik fordert (z.B. indem er jeden beliebigen Job annehmen würde), geht aus dem Interview nicht hervor.

3. Fazit: Die Alltäglichkeit von Brüchen

Die vorangegangene Analyse hat sich mit Aussagen beschäftigt, in denen die befragten Frauen und Männer beschreiben, warum sie die Arbeit wie teilen. Auf der Suche nach einer gemeinsamen Logik all dieser Aussagen, haben sich drei diskursive Muster heraus kristallisiert, in denen es auf je spezifische Weise zu einem Bruch mit der geschlechtstypisierenden Arbeitsteilung kommt: Geschlechtstypisierende Arrangements ergeben sich zunächst selbstverständlich, werden aber im Laufe der Zeit hinterfragt. Es findet ein bewusster Bruch mit geschlechtstypisierenden Arrangements statt und andere Formen der Arbeitsteilung werden gewählt. Paare *müssen* mit geschlechtstypisierenden Arrangements aufgrund von strukturellen Bedingungen brechen. In allen drei diskursiven Mustern spielen Vorstellungen eine Rolle, die die AkteurInnen von ihrer Existenzweise als Frau oder als Mann haben. Ich habe beschrieben, wie sich diese Vorstellungen zu bestimmten Vorgaben der binären Geschlechterordnung verhalten. Im **ersten diskursiven Muster** wird die Binarität der Geschlechterordnung zunächst bejaht. Frauen *sind* anders als Männer und deshalb in den Arrangements auch für andere Dinge zuständig. Doch im Laufe der Zeit werden für die AkteurInnen die Grenzen des Handelns, Denkens und Fühlens sichtbar, die ihnen diese binäre Logik setzt. Auch wenn

sich aufgrund dieser Einsicht nicht unmittelbar etwas an den Praxen der Arbeitsteilung ändert, so verändern sich die Selbstverhältnisse dieser Frauen und Männer. Im **zweiten diskursiven Muster**, das die Eigenverantwortung der AkteurInnen für ihr Arrangement betont und am *Wollen* der Frauen und Männer orientiert ist, finden sich Praxen der Arbeitsteilung, in denen nicht länger von geschlechtstypisierenden Zuständigkeiten ausgegangen wird. Frauen übernehmen Arbeiten, die in der binären Logik von Männern erwartet werden und umgekehrt. Dieses diskursive Muster eröffnet also einen Spielraum für neue Geschlechterarrangements. Doch draus folgt nicht notwendig, dass diese Frauen und Männer in ihren Selbstverhältnissen die binäre Logik hinterfragen. Gerade die nicht erwerbstätigen Männer beschreiben ihre Handlungs-, Denk- und Gefühlsweisen in Differenz zu denjenigen von Frauen. Sie *wollen* die gleichen Arbeiten wie Frauen übernehmen, erledigen sie aber *anders*, weil sie *Männer* sind. Das individuelle Wollen einerseits und die nicht weiter beeinflussbaren Festlegungen des geschlechtlichen Seins andererseits gehen in diesem diskursiven Muster eine Verbindung ein. Im **dritten diskursiven Muster** bleibt den AkteurInnen aufgrund ihrer Lebensbedingungen nichts anderes übrig, als einen Bruch mit der geschlechtstypisierenden Arbeitsteilung zu vollziehen. Ausschlaggebend sind hierfür vor allem die schlechten Arbeitsmarktchancen gering qualifizierter Männer und/oder ein niedriges Einkommen, das den Lebensunterhalt einer Familie nicht absichert. Vor allem aus der Position eines Arbeitslosen stellt sich die Zuständigkeit für den Haushalt als Zumutung dar. Diese Frauen und Männer fühlen und denken so, wie es im Rahmen der binären Geschlechterordnung aufgrund ihres jeweiligen Geschlechts von ihnen erwartet wird. Sie können aber nicht entsprechend dieser Ordnung handeln. Legitimationsbedürftig ist jedoch weniger die Abweichung von der binären Geschlechterordnung als die Arbeitslosigkeit an sich. Männer *und* Frauen müssen heute erklären, warum sie nicht erwerbstätig sind. Und es hat für beide Geschlechter existentielle Konsequenzen, wenn sie längerfristig arbeitslos sind. Arbeitslosen Männern und Frauen droht der gesellschaftliche Ausschluss. Ein möglicher Ausweg besteht in der Positionierung als Hausfrau oder als Hausmann. Aber hierfür muss eine Reihe von Bedingungen erfüllt sein: Der/die PartnerIn muss genügend verdienen, um alleine für beide sorgen zu können. Der/die PartnerIn muss mit seiner/ihrer Erwerbsarbeit zufrieden sein. Für eine gesellschaftliche Anerkennung einer solchen Positionierung ist es schliesslich nützlich, wenn das Paar ein Kind hat. Denn es wird gegenwärtig immer noch erwartet und in den entsprechenden Politiken auch explizit formuliert, dass Kinder (vor allem in den ersten Lebensjahren) von einem Elternteil betreut, versorgt und erzogen werden.

Abschliessend möchte ich in Form von Thesen auf die Frage eingehen, was es für die binäre Geschlechterordnung bedeutet, wenn einige ihrer Eckpfeiler brüchig werden (v.a. die *Natura-*

lisierung der Geschlechterdifferenz und die *Selbstverständlichkeit* der geschlechtstypisierenden Arbeitsteilung).

1. Für alle von uns interviewten Personen ist es selbstverständlich, dass sie eine Frau *oder* ein Mann sind. Kein Mann sagt: „Ich bin nicht nur Mann, sondern auch Frau.“ Keine Frau sagt: „Ich bin weder Frau noch Mann.“ Eine solche Transzendenz der geschlechtlichen Existenz oder eine De-Identifikation liegt jenseits der Wünsche und Vorstellungen der von uns befragten Paare. *Zweigeschlechtlichkeit*, als ein zentraler Eckpfeiler der Geschlechterordnung, wird *nicht in Frage gestellt*. Die AkteurInnen glauben weiterhin, dass es nur zwei Versionen geschlechtlicher Körper gibt und dass jeder Mensch dauerhaft nur ein Geschlecht haben kann.⁷ Die *Geschlechtsidentität* der befragten Frauen und Männer resultiert weiterhin aus ihrem Körper.
2. Die *Geschlechtsrollen* (Kessler/McKenna) werden von den sozialen AkteurInnen aber immer weniger als etwas natürlich Gegebenes oder als eine selbstverständliche gesellschaftliche Konvention verstanden. Es versteht sich nicht länger von selbst, dass eine Frau dieses und ein Mann jenes *kann*, tun *muss* oder tun *darf*. Die Arbeitsteilung ist Gegenstand von Verhandlungen, in denen sich die Paare über ihre jeweiligen Vorstellungen verständigen.⁸ Die Wirkmächtigkeit der binären Geschlechterordnung nimmt aufgrund dieser De-Naturalisierung von Geschlechtsrollen deutlich ab.
3. Reflexivität zeigt sich auch noch an einem anderen Punkt. Die meisten der von uns befragten Frauen und Männer *wissen*, mit welchen Handlungsweisen und normativen Vorstellungen sie selbst eine geschlechtstypisierende Arbeitsweise aufrecht erhalten und welches strukturelle Bedingungen der Möglichkeit für einen Wandel dieser Lebensweise sind. Gerade Frauen und Männer, die Kinder haben, nehmen aufgrund ihrer Erfahrungen mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine reflexive Haltung ein. „*Dass man eine Frau ist*“, sagt Sonja Kerner, „*merkt man spät. Man kann noch so auf Gleichberechtigung schauen, das läuft alles super in der Regel, bis die Kinder hier sind. Dann merkt man es sehr genau, also wie es dann läuft. Darum kann ich auch nicht begreifen, warum die ganz jungen Frauen sagen, Feminismus sei gar nicht mehr nötig. Das glaube ich überhaupt nicht.*“ Das heisst, auch wenn Geschlechternormen weiter bestehen, so werden sie doch zunehmend legitimationsbedürftig.

⁷ Ein weiterer Aspekt dieser Ordnung, die Heteronormativität wird im Kapitel von Katharina Belser betrachtet. Sexuelles Begehren ist demnach immer auf das andere Geschlecht gerichtet.

⁸ Was diese Entwicklung für den Sex von Frauen und Männern bedeutet, wäre interessant zu untersuchen.

4. Mit der Varianz von *Geschlechtsrollen* ändern sich auch die Vorstellungen, die Frauen und Männer von ihrer geschlechtlichen Existenzweise haben. Frauen definieren sich über Aspekte, die in der binären Geschlechterordnung Männern vorbehalten sind und umgekehrt. In den Selbstverhältnissen der AkteurInnen finden sich insofern Brüche mit der binären Logik. Es ist heute möglich, dass ein Mann sagt: *Ich verdiene kein Geld und bin ein guter Vater*, und dass eine Frau sagt: *Ich bin erwerbstätig und eine gute Mutter*. In diesen unterschiedlichen Ansprüchen, die die Individuen an sich selbst stellen, werden Identitätspraxen von Frauen und Männern neu erfunden. Es muss weiter untersucht werden, inwiefern diese neuen Identitätspraxen längerfristig zu einer Veränderung oder zu einer Reproduktion der binären Geschlechterordnung beitragen.
5. Die Praxen der Arbeitsteilung stellen keine ‚harten Grenzen‘ für die Anerkennung des Geschlechts einer Person dar. Einem Mann, der kein Geld verdient und für die Kinder und den Haushalt zuständig ist, wird nicht abgesprochen, dass er ein Mann ist. Selbst ein arbeitsloser Mann ist *als Mann* lesbar. Doch Abweichungen von der binären Geschlechterordnung und neue Vorstellungen davon, was Weiblichkeit und Männlichkeit ausmacht, sind immer noch Anlass für Diskriminierung und soziale Ausgrenzung. Individuelle Entwicklungen und Veränderungen der geschlechtlichen Selbstverhältnisse gehen also mit der Persistenz hegemonialer Vorstellungen darüber einher, wie Frauen und Männer leben sollen.